

Augustin Wibbelt-Gesellschaft e.V.

Jahrbuch 19 2003

Verlag Regensburg Recklinghausen

Das Jahrbuch der Augustin Wibbelt-Gesellschaft e. V.
wird herausgegeben vom Vorstand

Redaktion:
Dr. Robert Peters
in Zusammenarbeit mit Markus Denkler

Anschrift der Redaktion:
Dr. Robert Peters
Robert-Koch-Straße 29
48149 Münster

Die Drucklegung wurde ermöglicht durch einen Zuschuss
des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe
und durch Zuwendungen vieler unserer Mitglieder.

Umschlagbild:
Nach einer Federzeichnung von Ferdinand Spindel, reproduziert auf der Titelseite
der Wochenzeitschrift *Die christliche Familie*, Essen, vom 21. 9. 1952

ISBN 3-7923-0759-6

© 2004, Augustin Wibbelt-Gesellschaft e. V., Münster
Alle Rechte, auch die des auszugsweisen Nachdrucks, der fotomechanischen
Wiedergabe und des Übersetzens, vorbehalten.
Satz: Augustin Wibbelt-Gesellschaft e. V.
Druck und Einband: Regensberg Druck- und Verlags GmbH, Recklinghausen

INHALT

BEITRÄGE

Walter Gödden: Das Verhängnis der Bücher und der Schönheit. Die Bedeutung des Niederdeutschen in Winfried Pielows Hörspiel „Die lange Weile der Briefe danach“	7
Heribert Limberg: Das Westfälische Liederblatt – Ein zeitgeschichtliches Dokument	19
Reinhard Goltz: Riete unner de Eeken, in de Dör un twischen de Tieden. Handwerkliche Heimatpflege und poetische Moderne in der niederdeutschen Lyrik Westfalens seit 1945	31
Gabriele Diekmann-Dröge: „Kin’ fiene Woorde“. Die Gedichte Aloys Terbilles: Ein unbequemes Novum in der niederdeutschen Literaturszene der 80er Jahre	71
Elmar Schilling: Einige Aspekte der Lyrik Georg Bührens	87

MISZELLEN UND BERICHTE

Hans Taubken: Wibbelt-Chronik 2002	101
Werner Beckmann: Projekt „Mundarten im Sauerland“. Errichtung eines Mundarten-Archivs Sauerland	104
Franz Schüppen: Fiefuntwintig Johr „De Kennung“. Jubiläum der Zeitschrift für [evangelische] plattdeutsche Gemeindearbeit	111

BUCHBESPRECHUNGEN

Franz Schüppen: Horst Ludwigsen: Dat Olle Testament. Die Geschichtsbäuker in westfäölich-miärkisch Plattdüütsch. Heimatbund Märkischer Kreis. 2., verb. Auflage, Altena 2003	119
Robert Peters: „... die ihnen so liebe holländische Sprache“. Zur Geschichte des Niederländischen im Westmünsterland und in der Grafschaft Bentheim. Mit Beiträgen von Johannes Baumann, Ludger Kremer, Steven Leys herausgegeben von Ludger Kremer und Timothy Sodmann. Vreden 1998	120

Robert Peters: Damme, Robert / Goossens, Jan / Müller, Gunter / Taubken, Hans: Niederdeutsche Mundarten. In: Geographisch- landeskundlicher Atlas von Westfalen. Themenbereich V: Kultur und Bildung. Lieferung 8, Doppelblatt 1. – Begleitheft: Die nieder- deutschen Mundarten. Münster 1996	124
--	-----

BIBLIOGRAPHIE

Hans Taubken: Neuerscheinungen zur niederdeutschen Literatur und Sprache Westfalens 2002	129
---	-----

AUS DER GESELLSCHAFT

Bericht über die Jahresmitgliederversammlung 2002	137
Veranstaltungen der Augustin Wibbelt-Gesellschaft im Jahre 2002 ...	138
Neue Mitglieder 2002	138
Abbildungsnachweise	140
Mitarbeiter des Jahrbuches	141

„Kin' fiene Woorde“

Die Gedichte Aloys Terbilles: Ein unbequemes Novum in der niederdeutschen Literaturszene der 80er Jahre*

„Kin' fiene Woorde“ – so lautet der Titel des ersten Gedichtes in *Spoor van Lieden allevedan*, der 1983 erschienenen ersten Veröffentlichung von Aloys Terbille.¹ Und „kin' fiene Woorde“ waren auch in manchen Rezensionen, oder vielleicht sollte man lieber sagen Stellungnahmen und Meinungsäußerungen zu diesen Texten bzw. zu den Umständen, unter denen sie publiziert worden waren, zu finden.

Kin' fiene Woorde

*In düsse Texte is kin Plass
fö'r fiene Woorde,
de nix üm 't Lief häbbt.*

*De bittere Waohrbäit van domaols
kabs kin moij Kleedken ümdohn.*

*Hier is Salt,
wat inne Wunnen brennt.*

*Hier is de Rede van Piene un Dood.
De Chronik van menslick Lieden.*

Gedichte bünt kin Oogenverkläörung.

*Hier is nich den Plass,
waor dat düstere Starwen
met sachte Woorde todeckt wödd.*

*Dat Gedicht is den Plass
van de Waohrbäit,
de te Doode kommen is.²*

Die Diskussion, die Mitte der 80er Jahre auf verschiedenen Ebenen geführt worden ist, ist vielen wahrscheinlich noch hinlänglich bekannt und im Übrigen

* Leicht überarbeitete Fassung des Vortrages beim Symposium „Niederdeutsche Lyrik Westfalens in der 2. Hälfte des 20. Jahrhunderts“ in Münster, 17.–18. Oktober 2003.

¹ Aloys Terbille: *Spoor van Lieden allevedan*. Zelhem 1983.

² Terbille (wie Anm. 1), S. 5.

auch relativ gut dokumentiert und nachzulesen in dem 1996 erschienenen Aufsatz von Henk Lettink im Quickborn.³

Ich will also an dieser Stelle nicht mit einer neuerlichen akribischen Darstellung der verschiedenen Positionen und Äußerungen strapazieren oder gar langweilen, aber ich habe mir natürlich im Zusammenhang dieses Vortrages die Frage gestellt, welche Wirkungen diese Diskussionen auf die Rezeption und die Interpretation der Texte von Aloys Terbille gehabt haben. Darüber hinaus lassen sich meiner Meinung nach an diesem Beispiel sehr gut einige charakteristische Merkmale des niederdeutschen Literatur- und Kulturbetriebs in Westfalen und auch darüber hinaus beobachten. Ich möchte deshalb zunächst doch noch einmal einige Tatsachen, Vermutungen, Behauptungen und Rechtfertigungen in Bezug auf den „Fall Terbille“ in Erinnerung rufen.

Die Tatsache – um damit zu beginnen – dass Terbilles Buch in einem kleinen niederländischen Verlag erschienen ist und nicht in einem der bekannten, auf niederdeutsche Literatur spezialisierten norddeutschen Verlage, hat sehr schnell zu allerlei Vermutungen, Unterstellungen und Vereinnahmungen oder, positiv formuliert, zu Aufmerksamkeit in Bezug auf diese Veröffentlichung geführt. Dabei ist diese Tatsache nach allem, was sich recherchieren bzw. heute, nach fast 20 Jahren, noch erinnern lässt, wohl eher auf einen Zufall als auf eine unbedingte Notwendigkeit oder gar auf einen bewusst gewollten Affront gegenüber der norddeutschen Verlagsszene zurückzuführen.

Die Texte, die in *Spoor van Liedén allevedan* versammelt sind, sind zum größten Teil bereits in den 70er Jahren entstanden. Erste, wohl eher zaghafte Versuche Terbilles, unter Vermittlung durch Norbert Johannimloh, sie einer Veröffentlichung zuzuführen, verliefen im Sande oder wurden abschlägig beschieden. Wobei man sich, von heute aus gesehen, natürlich fragen darf, ob bei einer größeren Kraftanstrengung oder mit etwas längerem Atem nicht doch eine Veröffentlichung hätte gelingen können. Allein, es war damals nicht so, und deshalb hatte hier der Zufall eine Chance, der sich in der Person Wim van Keulens, dem damaligen Vorsitzenden des „Dialectkring Achterhoek en Liemers“ und gleichzeitig Inhaber eines kleinen Verlages, sozusagen materialisierte. Van Keulen nämlich bot Aloys Terbille anlässlich einer Veranstaltung der „Stichting Achterhoek – Westmunsterland“ 1982 in Borken, bei der Terbille seine Gedichte vorgestellt hatte, eine Publikation in seinem Verlag an, die dann zwei Jahre später auch zustande kam. Damit war im Grunde ja nicht mehr und nicht weniger geschehen, als dass ein Autor anspruchsvoller niederdeutscher Lyrik eine Möglichkeit gefunden hatte, seine Texte der Öffentlichkeit zu übergeben. Eine Tatsache, die, und darin werden mir sicherlich nicht wenige der hier Anwesenden zustimmen,

³ Henk Lettink: „Spoor van Liedén allevedan“. Zur Geschichte eines Lyrikbandes. In: Quickborn 86 (1996), S. 111–126.

nicht eben als selbstverständlich und einfach zu bezeichnen ist, andererseits aber auch nicht unbedingt als ein Ding der Unmöglichkeit.

Aus dieser Tatsache aber entwickelte sich aufgrund des Umstandes, dass dieser gefundene Verlag sich „zufälligerweise“ nicht in Norddeutschland oder überhaupt in Deutschland, sondern in der benachbarten niederländischen Region, nämlich in Zelhem in der Provinz Gelderland, befand, in der Folge eine lange Kette von eben jenen genannten Meinungsäußerungen.

Entfacht und angeheizt wurde die Diskussion offenbar vor allem durch den in der niederländischen Regionalpresse, soweit sie sich mit dem Thema Terbille befasste, vorherrschenden und sich noch weiter verstärkenden Tenor, dass hier ein in seinem eigenen Land missliebiger, unterdrückter Autor endlich eine Möglichkeit gefunden habe, seine Texte zu veröffentlichen. „Duitsers willen gedichten over leed van joden niet uitgeven“ lautet die bezeichnende Überschrift eines Artikels in „De Graafschapbode“ vom 17.3.1984⁴, in dem es weiter heißt, dass in Deutschland kein Verleger für *Spoor van Lieden allevedan* zu finden gewesen sei und dass man hier offensichtlich von dem Thema der Ausgrenzung, Verfolgung und Ermordung der Juden nichts mehr wissen wolle. Die bekannte niederländische Zeitung „Tubantia“ verwendet wenige Tage später, am 20.3.84, gar den Begriff „Dissident“ als Überschrift und schreibt, allein die Tatsache, dass Terbilles Buch im Nachbarland gedruckt werden „musste“, wie das eines Sowjet-Dissidenten im Westen, erweise die Aktualität seines Themas.⁵ Ähnliche Äußerungen in anderen niederländischen Zeitschriften und Zeitungen folgten.

Diese mehr oder weniger einhelligen Reaktionen der Presse in den Niederlanden führten zu einer weiteren recht ungewöhnlichen Tatsache, dass nämlich der Autor nach Erscheinen seines Buches eine Stellungnahme dazu abgab, in der er sich ausdrücklich gegen die Bezeichnung „Dissident“ verwahrte und anstelle einseitiger Polemisierung, Politisierung und Vermarktung im Hinblick auf seine literarische Arbeit eine sachliche Diskussion des Themas als notwendig erachtete.⁶

Diese sachliche Diskussion jedoch blieb zumindest auf deutscher Seite noch für einige Zeit im Schatten der Polemiken, nicht zuletzt deshalb, weil nun auch von sozusagen seriöser Seite und in einem der wichtigsten Organe der niederdeutschen Kulturszene – die Rede ist vom „Quickborn“ – die Behauptung aufgestellt bzw. wiederholt wurde, dass Terbille für seine Texte in Deutschland keinen Verleger gefunden habe. So in dem Kommentar „Unerwünschte Töne in Plattdeutsch“ von Walter Weymann-Weyhe, der am 31.7.84 im NDR gesendet wurde und kurze Zeit später im Quickborn in gedruckter Form erschien. Die genaue Formulierung von

⁴ Zitiert bei Lettink (wie Anm. 3), S. 114.

⁵ „Het feit dat dit boek over de grens moet worden gedrukt als dat van een Sovjet-dissident in het westen....“, zitiert bei Lettink (wie Anm. 3), S. 115.

⁶ Der Text dieser Erklärung ist abgedruckt bei Lettink (wie Anm. 3), S. 115.

Weymann-Weyhe lautet: „... dass der Autor keinen deutschen Verleger fand, sondern daß ein niederländischer Verlag sich der Sache annahm“⁷ – also eigentlich neutral die Tatsachen beschreibend, allerdings ohne darauf einzugehen, ob, wo und wie intensiv dem Nicht-Finden ein Suchen nach einem Verlag vorausgegangen war. Dennoch führte unter anderem diese Erwähnung dazu, dass einer der „deutschen Verleger“ sich gegen den unausgesprochenen Vorwurf zur Wehr setzte, sein für die Herausgabe niederdeutscher Literatur renommierter Verlag habe die angefragte Veröffentlichung der Texte von Aloys Terbille – aus welchen stillschweigend mitgedachten Gründen auch immer – abgelehnt.⁸ Der Inhaber des Schuster-Verlages in Leer, der nach eigenen Worten „verschiedentlich auf Terbilles Äußerungen angesprochen“ worden war, bezog sich ausdrücklich auf den Kommentar von Weymann-Weyhe sowie auf einen Artikel über Terbille im „Ostfriesland Magazin“⁹ und gab nunmehr mit dem Leserbrief zu Protokoll, dass Terbille bei ihm jedenfalls „nicht wegen einer Veröffentlichung nachgefragt“ habe. Weymann-Weyhe nahm in der gleichen Ausgabe des Quickborn wiederum direkt zu diesem Leserbrief Stellung und präziserte seine Formulierung dahingehend, dass Terbille nur „in seinem engeren Sprachbereich“, also im Westmünsterland bzw. in Westfalen „mehrere“ erfolglose Versuche unternommen habe, einen deutschen Verleger zu finden – Theo Schuster oder auch andere deutsche Verleger mit „diese[m] Vorwurf“ also gar nicht gemeint gewesen seien. An dieser Stelle könnte man jetzt noch weiter nachfragen, wie denn eigentlich der hier genannte aber nicht ausgesprochene „Vorwurf“ laute – nämlich nicht doch, dass verschiedene Verleger Terbilles Gedichte aus politischen, weltanschaulichen oder literaturästhetischen Gründen nicht veröffentlichen wollten? Oder aber man könnte bei den in Frage kommenden Verlagen „im engeren Sprachbereich“ akribisch recherchieren, welche Anfragen wann und warum abschlägig beschieden worden wären, doch würde dies nun ganz entschieden zu weit führen. Es sollte an dieser Stelle lediglich darum gehen, die offensichtlich emotionalisierte Stimmung innerhalb der niederdeutschen Szene zu verdeutlichen, in der man geneigt schien, jedes Wort auf die Goldwaage zu legen.

Darüber hinaus suggeriert auch die bereits genannte Überschrift „Unerwünschte Töne“ bei Weymann-Weyhe unterschwellig weiterhin das Bild des missliebigen, unterdrückten, wenn nicht gar verfolgten Autors, erhärtet noch durch Formulierungen wie „politische Unruhe“, die sich „nicht immer in befreiender Weise“ geäußert habe, oder „Nestbeschmutzung“, letzteres wohlgermerkt von Weymann-Weyhe als Begriff aus der stattgefundenen Diskussion mit kritischer Distanz zitiert. Wenn man vielleicht auch sagen kann, dass Weymann-Weyhe versucht, die Auseinandersetzung und Polemik um Terbilles Buch in gewisser Weise zu entschärfen, wenn er bemerkt: „Vielleicht sollte man diesen kleinen Grenz-

⁷ Weymann-Weyhe: Unerwünschte Töne in Plattdeutsch. In: Quickborn 74 (1984), S. 263f.

⁸ Theo Schuster: „Leserbrief“. In Quickborn 75 (1985), S. 111.

⁹ Ostfriesland Magazin 11/1984, S. 43.

zwischenfall nicht so hochspielen“¹⁰, trägt er andererseits aber doch dazu bei, die Diskussion auch auf dieser Ebene in Gang zu halten, wie die obengenannte Erwiderung von Theo Schuster zeigt.¹¹

In dieser emotionsgeladenen Stimmung innerhalb der niederdeutschen Kulturszene kam es dann auch zu entsprechenden Reaktionen auf die Nachricht, dass Terbille für *Spoor van Lieden allevedan* der Klaus-Groth-Preis 1984 zugesprochen wurde, Reaktionen, auf die Norbert Johannimloh in seiner Laudatio bei der Verleihung des Preises im September 1984 einging. Besonders bemerkenswert erscheinen mir dabei zwei Gedanken: Zum einen die durchaus ironisch zu verstehende Beruhigung etwaiger Bedenken, das Kuratorium der Stiftung F.V.S., das die Entscheidung zugunsten Terbilles getroffen hatte, sei möglicherweise neuerdings von „plattdeutsche[n] Revolutionäre[n]“¹² unterwandert worden (obwohl, dies nur ganz nebenbei bemerkt, das eine oder andere Kuratoriumsmitglied über eine solche Identifizierung möglicherweise durchaus nicht entrüstet gewesen gewesen wäre). Es seien also nicht plattdeutsche Revolutionäre, die einen der Ihren mit dem begehrten Literaturpreis ausgezeichnet hätten, sondern es handele sich um „eine wohlbegründete Entscheidung“ von „ruhigen, bedächtigen, sachkundigen Leuten gesetzteren Alters“.¹³ Bemerkenswert ist zum anderen der Hinweis, dass Terbille sich mit seinen Texten nicht aktiv für den Klaus-Groth-Preis beworben habe, sondern dass er einer der drei Kandidaten gewesen sei, „die von Kuratoriumsmitgliedern erst während der Sitzung als potentielle Preisträger benannt worden sind.“¹⁴ Damit nimmt Johannimloh dezidiert Bezug auf die „Stammtisch-Politiker und Theken-Diskutanten in Vreden und Umgebung, die sich [...] darüber aufgeregt haben, daß jemand sich mit solchen Gedichten um einen Preis bewarb und also aus dem Schicksal der Juden noch Kapital zu schlagen versuche [...]“.¹⁵ Es erscheint verständlich, dass Johannimloh in der Rede bei der Preisübergabe nicht weiter auf diese unhaltbaren und ungeheuerlichen Vorwürfe eingegangen ist, doch hätte man sich generell auch eine andere, schärfere Reaktion wünschen können. Und zwar nicht nur eine Entkräftung dieser Behauptungen durch die Klarstellung, dass Terbille sich *nicht* selbst beworben habe, sondern eine scharfe, prinzipielle Zurückweisung der Vorwürfe überhaupt. Was wäre verwerflich oder ehrenrührig daran gewesen, wenn Terbille sich „mit

¹⁰ Weymann-Weyhe (wie Anm. 7), S. 264.

¹¹ Allerdings muss man gerechterweise zugeben, dass Weymann-Weyhe kaum eine andere Möglichkeit hatte – er hätte die Auseinandersetzungen um Terbilles Buch schließlich nicht gänzlich verschweigen können; andererseits hätte er sie aber auch nicht unbedingt zum titelgebenden Aufhänger seines Kommentars machen müssen.

¹² Norbert Johannimloh: Entscheidungsgründe des Kuratoriums. In: Stiftung F.V.S. zu Hamburg: Verleihung des Klaus-Groth-Preises 1984 an Aloys Terbille. 1984, S. 7.

¹³ Johannimloh (wie Anm. 12), S. 7.

¹⁴ Johannimloh (wie Anm. 12), S. 9.

¹⁵ Johannimloh (wie Anm. 12), S. 9.

solchen Gedichten“ eben doch beworben hätte? Welcher Autor hat denn das Recht dazu, mit seinen Veröffentlichungen literarische Anerkennung und Aufmerksamkeit oder gar auch noch ein Preisgeld anzustreben, und welcher eben nicht? Und wer hat eigentlich Kapital „aus dem Schicksal der Juden“ geschlagen? Doch wohl nicht der Schriftsteller, der mit engagierten Texten auf eben dieses Schicksal und den problematischen Umgang mit der Erinnerung bzw. Nicht-Erinnerung daran aufmerksam macht.

Vor dem Hintergrund der geschilderten Turbulenzen ist es leicht nachzuvollziehen, wenn Aloys Terbille in seiner Ansprache bei der Preisverleihung davon spricht, wie „*keläin*“, „*bedröwt*“, „*alleen*“ und „*armötig*“ er sich in dem halben Jahr seit der Veröffentlichung von *Spoor van Liedden allevedan* angesichts der „*Äöserien*“ und der „*Heimatszenen um verdrängte Jaobre*“ gefühlt habe – um gar nicht von dem sozusagen normalen Gefühl der Entblößung und Entäußerung zu reden, das jede Veröffentlichung von Texten für einen Autor bedeutet: „[...] *wann frömde Löö met ehre Kriteek so dröwwer herfällt*“.¹⁶ Und dass es ihm fast ebenso schwerfalle, nun, angesichts der Preisübergabe „*nao all den Teggenstand*“ sich als Objekt von „*so vull Anerkenning*“ zu sehen.¹⁷ Fürwahr ein Wechselbad der Gefühle.

Hier soll nun nicht das Bild des bedrängten, eingeschüchterten Autors gezeichnet werden, der Terbille nicht ist und auch nicht gewesen ist, aber es sollte aufgezeigt werden, welche Wirkungen die außerliterarischen Äußerungen und Auseinandersetzungen um ein Buch bzw. seine Publikationsumstände in der Mitte der 80er Jahre haben konnten. In einer relativ festgefühten, überschaubaren Literatur- und Kulturszene, in der oftmals jeder jeden kennt und in der nicht selten einhelliges, wohlmeinendes und aufmunterndes Lob geäußert wird für jede Art von plattdeutscher Literatur, solange sie sich nur problemlos einfügt in den gesetzten Rahmen von Tradition, Konvention und Anpasstheit. Und in der andererseits viel zu leicht manches, das sich eben nicht in diesen Rahmen fügt, sondern die kritische Auseinandersetzung mit der Vergangenheit und der eigenen Gegenwart sucht und provoziert, als Ärgernis und Diskussionsgegenstand von Theken und Stammtischen, von Heimat- und Szenezeitungen und Zeitschriften aufgegriffen wird. Die Übergänge zwischen diesen verschiedenen Ebenen sind manchmal unmerklich und fließend.

In diesem Zusammenhang wird auch die zunächst vielleicht etwas befremdlich oder übertrieben anmutende Titelgebung der ersten größeren interpretatorischen Arbeit über *Spoor van Liedden allevedan* begreiflich – ich meine Cornelia Fiekers Aufsatz „Aloys Terbille – ein mutiger Mahner“, der Anfang des Jahres 1985 im

¹⁶ Spöörs – Spuren. Ansprache von Aloys Terbille zur Verleihung des Klaus-Groth-Preises. In: Stiftung F.V.S. zu Hamburg: Verleihung des Klaus-Groth-Preises 1984 an Aloys Terbille. 1984, S. 24.

¹⁷ Terbille (wie Anm. 16), S. 24.

Jahrbuch der AWG erschien.¹⁸ Mag man sich nämlich zunächst auch fragen, was denn eigentlich so erwähnenswert mutig sein sollte an der Abfassung und Veröffentlichung einer Reihe von niederdeutschen Texten bzw. Gedichten – vor dem Hintergrund der oben skizzierten Unruhe, die dieses Buch über seinen eigentlichen Inhalt hinaus erregt hat, wird es vielleicht verständlich. Der Mut bestand nicht nur darin, sich mit dem Thema der eigenen, wenn auch mehr oder weniger unbewusst, als Kind, erlebten Vergangenheit auseinanderzusetzen, diesen diffusen Erinnerungen und den daraus resultierenden Fragen nachzugehen, sie in einer akribischen historischen Recherche zu verfolgen und zu erweitern und sie in eine literarische, von eigenen Emotionen geprägte Form zu bringen; und auch nicht nur darin, diese Texte dann, nach jahrelanger intensiver Arbeit an und mit ihnen, einer Öffentlichkeit zu übergeben, von der schon zu erwarten war, dass sie nicht ungeteilte Zustimmung und Anerkennung äußern würde; sondern der Mut bestand auch darin, die um einiges schärfer und zum Teil auch plumper als erwartet ausfallenden Reaktionen dieser Öffentlichkeit¹⁹ auszuhalten, sich ihnen, soweit möglich, zu stellen und die eigene Position zu verteidigen, ohne in Resignation oder Verbitterung abzugleiten.

Ein ähnlicher, durch niederdeutsche Lyrik evozierter Fall von „politischer Unruhe“, der im Zusammenhang und im Vergleich mit Terbille oft angeführt wird, ist der in den 70er Jahren in Jever sich abspielende sogenannte „Fahnenkrieg“, bei dem noch um einiges schärfer argumentiert und vor allem auch gehandelt worden war. Ich denke, dieses „Ereignis“, das auch unter der Bezeichnung „Jagdszenen aus Friesland“ über den engeren regionalen Rahmen hinaus Aufmerksamkeit erregte, ist den meisten von Ihnen noch in Erinnerung: Der Jeveraner Autor Oswald Andrae hatte in seinem Gedicht „*De Fahn*“ den aktuellen Umgang mit nationalen Symbolen wie eben der Fahne zum Anlass genommen, den nationalsozialistischen Fahnenkult, den er selbst als Heranwachsender miterlebt und auch mitgemacht hatte, zu thematisieren und eine Verbindungslinie zwischen Vergangenheit und Gegenwart herzustellen. Es ist fast unnötig zu erwähnen, dass Andrae dazu eine sehr kritische Position eingenommen hatte und zu einem bewussteren Reflektieren des gegenwärtigen Handelns vor dem Hintergrund der manchmal gar nicht so sehr vergangenen Geschichte provozieren wollte. Er war daraufhin von einer aufgebrachtten Öffentlichkeit in seiner Heimatstadt scharf attackiert worden – die Angriffe reichten von einer

¹⁸ Cornelia Fieker: Aloys Terbille – ein mutiger Mahner. Portrait eines neuen Autors niederdeutscher Texte. In: Jahrbuch der Augustin Wibbelt-Gesellschaft 1 (1984/85), S. 67-74.

¹⁹ Eine der vielleicht nicht nur als plump, sondern gleichzeitig auch als perfide zu bezeichnenden Reaktionen, nämlich die von „Jans Gliwenkieker“ alias Rainer Schepper, der in der münsterischen Verbraucherzeitung „Kauf und Sparen“ sich selbstentlarvend äußerte, soll hier nur am Rande erwähnt werden. Sie ist, zum Teil im Wortlaut, ausreichend kommentiert und interpretiert nachzulesen bei Claus Schuppenhauer: Mundartdichtung im Kampf für's Vaterland. Über Augustin Wibbels niederdeutsche Kriegsliteratur. In: Jahrbuch der Augustin Wibbelt-Gesellschaft 4 (1988), S. 9-43, hier S. 38-40.

vehement und emotional geführten „Diskussion“, wenn man das denn noch so nennen kann, in Form von Stellungnahmen und Leserbriefen in der Lokalpresse bis hin zu eingeworfenen Fensterscheiben und Boykottaufrufen gegen sein Geschäft in Jever.²⁰

Wenn man sich diese hier nur kurz skizzierten Geschehnisse vor Augen führt, dann kann man zumindest sagen, dass trotz einiger Parallelen zwischen dem Fall Andrae und dem Fall Terbille die Formen der außerliterarischen Reaktionen auf kritische Texte sich in der Mitte der 80er Jahre um einiges verbessert haben.²¹

Aber, um auf die eingangs gestellte Frage zurückzukommen, hat die Diskussion über die sozusagen tagespolitischen Äußerungen hinaus die literarische Wirkung und Interpretation der Texte von Terbille nachhaltig beeinflusst?

Ich meine: Ja, wenn auch vielleicht nicht nur in negativer bzw. schadender Hinsicht. Zum einen hat die politische Unruhe um dieses Buch unter anderem auch dazu geführt, dass eine über den engeren Kreis der an plattdeutscher Lyrik Interessierten hinausreichende Öffentlichkeit die Möglichkeit hatte, von diesem Buch Kenntnis zu nehmen – zum Beispiel durch verschiedene Rundfunkbeiträge oder den im September 1984 erschienenen Artikel von Cornelia Fieker in der ZEIT.²² Zum anderen ist auch innerhalb der niederdeutschen Kulturszene kaum jemand, der sich für anspruchsvolle, engagierte Literatur interessiert, darum herumgekommen, sich mit der Existenz dieser Texte auseinanderzusetzen und dazu Stellung zu beziehen – egal, ob das nun in öffentlicher Weise kundgetan wurde oder aber auf einer stilleren, individuellen Ebene geschah. Die ausführlichen Rezensionen, die zu *Spoor van Lieden allevedan* erschienen, sei es von Gerd Spiekermann im Quickborn²³, von Norbert Johannimloh im Westfalenspiegel²⁴ oder anderen, auch die verschiedenen Rundfunkbeiträge, besprechen die Texte überwiegend sehr positiv. Das Buch wird als eine der wichtigsten Veröffentlichungen der niederdeutschen Literatur bezeichnet (Spiekermann), in der durch das Medium der Mundartlyrik ein ernstes und ernstzunehmendes Thema angegangen wird, das bis dahin eher vernachlässigt, wenn nicht tabuisiert worden war.

²⁰ Vgl. Johann P. Tammen: Jagdszenen aus Friesland. Von einem, der auszog, das Volksempfinden zu schüren, um dabei das Agitieren zu lernen. In: Die Horen 90 (1973), S. 72-76, und Ralf Schnell: „Riet dien Muul up!“ Niederdeutsche Mundartddichtung – heute. In: Quickborn 69 (1979), S. 234-246.

²¹ Allerdings berichtet auch Terbille über „handfeste“ Reaktionen in Vreden, die über das Schreiben von Leserbriefen hinaus gingen.

²² DIE ZEIT, 7. September 1984.

²³ Gerd Spiekermann: Rezension zu Aloys Terbille: *Spoor van Lieden allevedan*. In: Quickborn 74 (1984), S. 208-209.

²⁴ Norbert Johannimloh: Rezension zu Aloys Terbille: *Spoor van Lieden allevedan*. In: Westfalenspiegel, Oktober 1984.

Auf der anderen Seite aber muss man sagen, dass manch eine Besprechung allzu sehr auf der politischen Ebene verblieb und für die Wahrnehmung der Texte selbst, ihrer inhaltlichen und formalen Seiten, nicht mehr viel Raum blieb. Ein Beispiel dafür aus der jüngeren Zeit ist die Sichtung der westfälischen Lyrik, die Reinhard Goltz 1994 vorgenommen hat.²⁵ Er ging dabei von der interessanten Fragestellung aus, was von der westfälischen Lyrik „nach außen gedrungen“ ist, also außerhalb des westfälischen Raumes breitere Aufmerksamkeit und Wirkung erzielte – gemessen und abgelesen zum einen an der Aufnahme einzelner Autoren bzw. ihrer Texte in Anthologien von Dialektliteratur und zum anderen an der Vergabe von Literaturpreisen für Mundartlyrik an westfälische Autoren. Dabei fällt auf, dass zu den einzelnen Autoren, die hier genannt werden, wie etwa Norbert Johannimloh, Siegfried Kessemeier und Peter Kuhweide, mehr oder weniger ausführliche Aussagen hinsichtlich ihrer literarischen Gestaltungsweisen und hinsichtlich des „Besonderen“ in ihrem lyrischen Werk gemacht werden.²⁶ Demgegenüber wird in Bezug auf Terbille lediglich „den Umständen der Veröffentlichung des Bandes nachgegangen“²⁷, d.h. es wird nicht auf Terbilles literarisches Thema oder die Form und sprachliche Gestaltung seiner Texte eingegangen. Dies zeigt meiner Meinung nach, wieviel Aufmerksamkeit die äußeren Umstände auf sich ziehen und wie damit gleichzeitig die Aufmerksamkeit von den Inhalten abgezogen wird. Auch mir ist es schließlich bei der Vorbereitung dieses Vortrages nicht anders ergangen, so „spannend“ und aufschlussreich sind diese äußeren Umstände oder vielmehr die Diskussionen um sie.

Das, was ich im Titel des Vortrages als „unbequem“ bezeichnet habe, dürfte also, soweit es sich auf diese äußere Ebene bezieht, deutlich geworden sein: Unbequem waren die Irritationen, die allein durch die Tatsache, dass *Spoor van Liedén allevedan* in den Niederlanden erschienen ist, ausgelöst wurden, und zwar zunächst in der engeren westmünsterländischen Grenzregion, in der lokalen Presse, an den Theken und Stammtischen, um dieses Stichwort noch einmal aufzugreifen, aber dann auch darüber hinausgehend in der an niederdeutscher Literatur interessierten „Welt“, die so weltoffen, international und tolerant, wie man sich das vielleicht manchmal wünschen würde, nun einmal nicht ist – oder es zumindest in den 80er Jahren nicht war.

²⁵ Reinhard Goltz: De Münsteraner mögt ehr Münster. Anmerkungen eines Nicht-Westfalen zur aktuellen westfälischen Mundartlyrik. In: Jahrbuch der Augustin Wibbelt-Gesellschaft 10 (1994), S. 67-86.

²⁶ Vgl. Goltz (wie Anm. 25), bes. S. 78ff. (zu Johannimloh), S. 74 (zu Kessemeier), S. 74 (zu Kuhweide).

²⁷ Goltz (wie Anm. 25), S. 75. Die Untersuchung bzw. Interpretation dieser Umstände hinsichtlich einer Wahrnehmung „des Niederdeutschen“ in kleinräumigen Einheiten bzw. einer Verbindung dieser Wahrnehmung mit den „mental maps“ der in der niederdeutschen Kulturszene sich Bewegenden ist allerdings tatsächlich aufschlussreich, zeigt sie doch, wie schwierig es offenbar ist, ein überregionales Bewußtsein innerhalb dieser traditionell in kleinen geographischen Einheiten organisierten und als solche auch mental gespeicherten Szene oder vielmehr Szenen zu entwickeln.

Unbequem aber ist natürlich auch der Inhalt der Texte – die Auseinandersetzung mit dem, was jüdischen Menschen nicht nur in Vreden und Umgebung in der Zeit des Nationalsozialismus angetan worden ist, und die Frage, was davon wir eigentlich wissen und wissen wollen, und wie wir, mit diesem Wissen, in der Gegenwart Position beziehen gegenüber den ethnischen Minderheiten, den „Anderen“ von heute. Die Erinnerungs- und Bewußtseinsarbeit, die Terbilles Texte in dieser Hinsicht leisten, ist das, was ich als „Novum“ in der niederdeutschen Literatur der 80er Jahre ansehe. Natürlich gab es auch vor 1984 niederdeutsch schreibende Autoren, die sich mit dem Thema Nationalsozialismus und Holocaust beschäftigt haben, allerdings aus einer etwas anderen Perspektive und ohne diesen expliziten Bezug zur Gegenwart. Ich denke zum Beispiel an Hinrich Kruses „*Mitloopen*“ und „*Güstern is noch nich vörbi*“ aus den 60er Jahren, an Oswald Andraes „*De bruun Ranzel – ov: Wat’n mit mi maken kann*“ (1977) und an Heinz von der Walls Gedicht „*De rode Waggon*“ (1976), das seine hochdeutsch geschriebenen Erinnerungen an „Eine Jugend in Süddoldenburg“ (1981) ergänzt. Diese Autoren gehören doch schon einer älteren Generation an, nämlich derjenigen, die bis 1945 in der einen oder anderen Weise aktiv in das nationalsozialistische System sich eingegliedert hatte, sei es als Mitglied der Wehrmacht oder als Angehörige der Hitlerjugend, und sich mit eben dieser eigenen Rolle auseinandersetzte. Das Unbegreifliche, das den Juden angetan worden war, bleibt in diesen Texten noch weitgehend unhinterfragt und wird vor allem nicht mit konkret fassbaren, persönlich bekannten Nachbarn und Mitbürgern in Verbindung gebracht.²⁸

Genau dies aber tun Terbilles Texte: Sie führen konkrete, sozusagen lebendige Menschen vor Augen, nicht literarische Figuren und auch nicht „das Schicksal der Juden“ als quasi überindividuelles Abstraktum, sondern Menschen, die einmal in Vreden gelebt haben und die dann später nicht mehr dort lebten und in vielen Fällen gar nicht mehr lebten. Terbille hat sorgfältige Nachforschungen und Recherchen angestellt, um das Leben dieser Menschen in Vreden, ihre Einbindung in die kleinstädtische Gesellschaft sowie ihre allmähliche Ausgrenzung, die Angriffe und Zerstörungen, die Deportationen und die nur in seltenen Fällen geglückten Rettungen durch Flucht und Untertauchen begreifen und beschreiben zu können. Die „*blinde Meta*“, „*Nettken in ehr Tüchladen*“ oder „*de Naober van teggenöwwer*“ stehen nicht nur stellvertretend für die Millionen namenlosen Opfer dieser Ereignisse, sondern sie *sind* die Opfer innerhalb der eng umgrenzten Welt der Kleinstadt, vielen persönlich bekannt und vielen gleichgültig. Ihre Lebenswege hat Terbille, von Vreden ausgehend, als Spuren der Leiden verfolgt und, soweit

²⁸ So etwa bei Oswald Andrae, der sich noch nachträglich wundert, warum bis kurz vor Kriegsende das Schild mit der Aufschrift „Juden hier nicht erwünscht“ an der Ladentür des elterlichen Geschäftes hing, obwohl es doch schon längst keine Juden mehr gab in Jever. Vgl. Oswald Andrae: *De bruun Ranzel – ov: Wat’n mit mi maken kann*. Fischerhude (Atelier im Bauernhaus) 1977: „Dat geev ganz kien Jöden mehr in uns Stadt“ ohne Seitenangabe.

möglich, zu vervollständigen gesucht – bis hin zu der Reise, die er selbst im Sommer 1983 nach Auschwitz unternommen hat.

Die Gedichte, die aus dieser Arbeit entstanden sind, sind eindringlich und direkt. „*Kin' fiene Woorde*“, sondern „*bittere Waohrhäit*“ und „*Salt, wat inne Wunnen brennt*“, wie es im ersten Text programmatisch heißt. Und hart, karg und präzise sind die Worte, ist die Sprache tatsächlich, dem Gegenstand oder Inhalt entsprechend.

Wenn bisweilen gefragt wurde, warum für diesen Inhalt, dieses Thema, der Dialekt als Ausdrucksmittel gewählt worden ist und ob diese Sprachwahl angemessen und tragfähig sei, dann lassen sich darauf viele mögliche Antworten geben und es sind auch viele gegeben worden. Terbille selbst hat, in seiner Rede bei der Verleihung des Klaus-Groth-Preises, den schönen Satz gesagt: „*Vaake praot ick Hochdütschk, de Standard-spraakke, ümdat de annern mi verstaobt. Un net so vaake bruuk ik Plattdütschk, miene Moderspraakke, ümdat ick de annern un mi sölus verstaob.*“²⁹

Sich selbst und die anderen verstehen: Damit ist zunächst erst einmal gesagt, dass er in dieser Sprache Gedanken und Gefühle sicherer entschlüsseln und treffender bezeichnen kann und dass damit auch Literatur als eines der wichtigsten Mittel menschlicher Kommunikation (und das heißt: Selbstverständnis und Verständigung mit den anderen) für ihn in dieser Sprache besser gelingt und authentischer ist. Dies gilt in ähnlicher Weise sicherlich für viele, wenn nicht für alle Dialektautoren.

Darüber hinaus hat das westmünsterländische Platt, die „Heimatsprache“ auch der dort lebenden jüdischen Menschen, in Terbilles Texten auch den Charakter von „historischem Quellenmaterial“, das die mentale Situation sowohl der 30er und 40er Jahre als auch der Gegenwart präzise bestimmt und fassbar macht. Seine lyrische Sprache transportiert harte und bittere Inhalte, Wahrheiten, die kritisch beleuchtet werden und sich nicht in wohlgefälligen Bildern auflösen. Hier birgt und vermittelt gerade die Heimatsprache, die Sprache der Nähe und Gemütlichkeit, ein verstörendes und kritisches Potential, das die unfassbaren Vorgänge in einem direkten und kompromisslosen Zugriff zum Ausdruck bringt. „Grenzen der Mundart“ gibt es in diesem Sinne nicht, es sei denn, man versucht, bestimmte Inhalte, Fragen und Auseinandersetzungen auf diesem Wege von sich fernzuhalten.

Wenn die Texte im zweiten Teil von *Spoor van Lieden allevedan*, diejenigen, die sich mit den letzten Spuren der verfolgten Juden in den Vernichtungslagern beschäftigen, in ihrer sprachlichen Verdichtung und Bewältigung schwächer erscheinen, dann liegt das meiner Meinung nach nicht daran, dass hier „zwei unvereinbare Welten aufeinanderprallen“ und die „Möglichkeiten des Dialekts offensichtlich überschritten“ seien, wie Hans Terhechte³⁰ es formulierte, sondern daran, dass

²⁹ Terbille (wie Anm. 16), S. 25.

³⁰ Hans Terhechte: Rezension zu Aloys Terbille: *Spoor van Lieden allevedan*, in: Ruhr-Nachrichten, 24.4.1984.

diese Gedichte unmittelbar nach Terbilles Besuch in Auschwitz und Birkenau entstanden sind und noch sehr direkt unter dem Eindruck des dort Gesehenen und Erlebten stehen. Anders als die vorherigen, die Vredener Texte, sind sie nicht in einem zum Teil jahrelangen Prozess der Arbeit an und mit ihnen gewachsen und gereift, sondern sie sind in sehr viel kürzerer Zeit entstanden und haben vielleicht nicht in allen Teilen ihre wirkliche Form gefunden. Doch insgesamt hat Terbille mit der bis dahin einzigartigen Verwendung der Mundart für diese Inhalte der niederdeutschen Literatur neue Dimensionen eröffnet.



Iserne Spöörs.

Van hier nao daor,
van Vreene,
Mönster, Westerbork.

Van hier
bes wiet in' Osten.

Spöörs nao genne.

Iserne Spöörs (aus: Terbille, wie Anm. 1, S. 88f.)

Ganz wesentlich für die Gestaltung und Wirkung von *Spoor van Lieden allevedan* – und ebenfalls neu und ungewohnt für einen niederdeutschen Gedichtband – sind die Schwarzweiß-Fotographien, die unter dem Titel „Belder“ den letzten Teil des Buches bilden: Fotos aus Vreden, die Zerstörungen und verlassene, ehemals jüdische Häuser zeigen, Straßen, auf denen die Spuren derer, die über sie gegangen sind, die über sie gehen mussten, nicht mehr zu sehen, wohl aber zu spüren sind, wenn man von ihnen weiß. Und Schienenstränge, die von Vreden in das Lager Westerbork, nach Münster und schließlich in die Vernichtungslager im Osten führen. Bilder aus Auschwitz und Birkenau, die wiederum die Endpunkte der Straßen und Schienen zeigen, den Stacheldraht, die Baracken, den Hungerbunker und die Überreste der Verbrennungsöfen. Und Bilder aus der Vredener Gegenwart: Der jüdische Friedhof, mit Stacheldraht umzäunt, ein verwitterter Grabstein und neonazistische Parolen, auf Hauswände geschmiert. Den Bildern beigegeben sind ausgewählte Zeilen aus verschiedenen Gedichten, die in dieser Kombination noch einmal eindringlich die Spuren, um die es geht, sichtbar machen. Beides zusammen erweist die verstörende Aktualität der Texte, auch oder vielleicht gerade auch noch jetzt, 20 Jahre nach ihrer Veröffentlichung.

Insofern ist es zu bedauern, dass *Spoor van Lieden allevedan*, das bereits Ende der 80er Jahre vergriffen war, nicht in dieser Form eine Neuauflage erfahren hat, sondern dass nur einzelne Gedichte daraus ohne die dazugehörigen Photographien in den 1997 erschienenen Band *Welldage* aufgenommen sind.³¹

In den dazwischen liegenden 13 Jahren hat Aloys Terbille immer wieder einzelne neue Texte in verschiedenen Zeitschriften und Publikationen veröffentlicht, die zeigen, dass er nicht auf das Thema der Judenverfolgung festgelegt ist. Vielmehr lässt sich als übergeordnetes Thema die Auseinandersetzung mit den Lebensumständen in der als Heimat empfundenen engeren Umgebung, mit der „Provinz“, der ländlichen, abseits gelegenen Kleinstadt und ihren gesellschaftlichen Bedingungen erkennen. „Heimat“ wird hier in Absetzung von der allzu üblichen, verklärten und erklärenden Sehweise als der Ort begriffen, für dessen Gelingen die kritische Auseinandersetzung und Arbeit mit und an den Zuständen, Umständen und Missständen unbedingt notwendig ist.

Für den Gedicht-Zyklus *Een Jaohr un all de annern – Heimatszenen* hat Aloys Terbille 1994 den Freudenthal-Preis erhalten.³² Hier wie auch in den anderen in *Welldage* enthaltenen Texten ist ein Leiden zu spüren an der Enge und scheinbaren

³¹ Aloys Terbille: *Welldage*. Niederdeutsche Gedichte aus dem Grenzland. Zelhem und Vreden 1997.

³² Vgl. Bolko Bullerdiek: Freudenthal-Pries 1994 an Erhard Brüchert un Aloys Terbille. In: Quickborn 84 (1994), Heft 4, S. 36-38. Die Gedichte sind, in Auswahl, inzwischen publiziert in: Heinrich Kröger (Hg.): „Ick löw, ick bin en Stück von di ...“. Freudenthal-Preisträger/innen 1976-2001. Rostock 2002, S. 170-181. Sie sind ebenfalls, zum Teil in veränderter Form, verstreut enthalten in *Welldage*.

Unveränderbarkeit dieser Grenzlandwelt, deren Menschen im Spiegel landläufiger Redensarten und Meinungsäußerungen begegnen. Dieses quasi dokumentarische Arbeiten mit der Sprache, das als sehr prägnantes Stilmittel auch in *Spoor van Liederen allevedan* zur Wiedergabe der „Volksmeinung“ eingesetzt wird, prägt die jüngeren Texte in noch stärkerem Maße. Terbille ist ein sehr genauer Beobachter oder vielmehr noch Zuhörer, er hat den Menschen „aufs Maul geschaut“, hat seine Ohren geöffnet für das, was sie sagen, und für das, was mit und hinter den Worten, die sie sagen, aufscheint: Die Angst vor dem, was anders ist als gewohnt, die Angst vor dem Neuen, Fremden, Unbekannten. Eine Angst, die sich in den allermeisten Fällen in aggressiver Abwehr und Abwertung äußert, die kein gutes Haar lässt an „denen“: „*Denne un denne un denne*“ – das sind diejenigen, die anders sind, die „*dör'n Korf follen*“ sind oder vielleicht auch noch nie in diesem Korb von Normalität und gesellschaftlicher Akzeptanz gewesen sind.

Denne un denne un denne

Denne was eegentlick van örndlicke Öllers.

Denne häff wall sien Dööpschien verlorn.

Denne, de woll't trecken laoten van Huuse.

Denne häff nix nich van sick maakt.

Denne lött toch alls verkommen.

Denne, de will kein Wulle drägen.

Denne is afehouen nao Amerika.

Denne, ook al bie de Frou wech.

Denne, daor kaks nich met hüüsen.

Denne muss di auwer vör schaamen.

Denne, wat'n ingebeldten Struntmajoor.

Denne is jao net so'n Unmund as sien Vader.

Denne bast van Moodwilligkäit un Undöchte.

Denne was toch ümmer ne ollen Miesepriem.

(....)

Denne is mi auwer dör'n Korf follen.

Denne dröffs nich öwwer'n Wech trouen.

Denne steht nargens mehr hooch in Tell.

Denne un denne un denne.³³

„*Denne*“, das sind diejenigen, die „außen vor“ sind, die auffallen, vor denen man warnen und sich hüten muss. Es sind weniger die wirklich Fremden, die Zuge-

³³ Denne un denne un denne, in: Welldage (wie Anm. 31), S. 82/83.

zogenen oder Hergeschickten, „*dat Packvolk*“, sondern vielmehr die Abweichler aus den eigenen Reihen, über die da hergezogen und hergefallen wird, und es wird sehr deutlich, wie schwer es ist, in einer Welt, in der jeder jeden kennt, irgendwie anders zu sein.

Als Konsequenz daraus ist das zweite große Thema von Terbilles neueren Texten die Frage „*wechgaoht of bliewen*“: Weggehen, aufgeben, resignieren oder bleiben, weiter sich reiben an den Zuständen, weiter „*prackeseern*“ – und weiter schreiben. Unabhängig davon, ob die Alternative des Weggehens für das lyrische Ich wirklich existiert – zu fest scheinen die Verwurzelungen und Bindungen an die Region und in der Region, zu wenig fassbar und denkbar erscheint ein anderer Ort als „Heimat“ – unabhängig davon also kann man nur hoffen, dass zumindest für den Autor Terbille die Antwort auf die Frage „*wechgaoht of bliewen*“ für die Zukunft eine positive sein mag und dass daraus auch weiterhin gesellschafts- und zeitkritische niederdeutsche Texte und Gedichte hervorgehen, die in ihren Aussagen und in der sehr feinfühligten Sprachgestaltung anders sind als viele andere und die gerade darin eine befreiende Wirkung nicht zuletzt für den Leser und die Leserin haben können.